

»Es ist an der Zeit«

CAROLIN EMCKE: **Stumme Gewalt. Nachdenken über die RAF.** Mit Beiträgen v. Winfried Hassemer u. Wolfgang Kraushaar, S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2008, 190 Seiten, 16,90 EUR.

Die RAF hält uns bis heute in Atem, sei es durch neue Enthüllungen über die Ermittlungsverfahren (»Verschlussache Buback«), den Streit über die Begnadigung der Täter oder einfach durch die Erinnerungen an die traumatischen Ereignisse des Deutschen Herbstes. Noch heute reichen die Reaktionen von Empörung über die menschenverachtende Herausforderung des deutschen Rechtsstaates der Nachkriegszeit über die Versuche, vermeintliche Ideale zu retten, bis hin zu solchen des wirklichen Verstehens, gegen die auch immer wieder der Vorwurf der geheimen Kollaboration mit kriminellen Elementen erhoben wurde. Die Literatur zur RAF ist darüber fast unübersehbar geworden.¹ Herausragend war meines Erachtens der Versuch von Alois Prinz, unter dem Titel *Lieber wütend als traurig die Lebensgeschichte der Ulrike Marie Meinhof* zu erzählen.²

Nun hat die Redakteurin und Reporterin Carolin Emcke mit ihrem sehr persönlichen Buch *Stumme Gewalt. Nachdenken über die RAF* der oft fruchtlosen Auseinandersetzung zu einer neuen Qualität verholfen. Ihr Vorschlag klingt zunächst völlig absurd und utopisch: Es sei an der Zeit, den Tätern, die größtenteils immer noch in der Anonymität des Kollektivs verschwinden (viele ihrer Taten können bis heute nicht bestimmten Personen zugeordnet werden, was, so der Tenor, dem ermittelnden Staat durchaus entgegenkommt), die Möglichkeit zur freien Rede, zum Erzählen ihrer persönlichen Geschichte zu geben – als Voraussetzung für einen Dialog mit den Angehörigen der Opfer. Dies sei nur möglich auf Grundlage einer bedingungslosen Amnestie bzw. Freilassung, der im Prinzip auch nichts entgegenstände, da von ihnen offensichtlich keine Gefahr mehr ausgeht.

Natürlich weiß Emcke, dass ein solcher Akt in unserem Rechtssystem nicht vorgesehen ist und vielleicht auch nicht vorgesehen werden kann.

Und sie weiß auch, dass es bei vielen Empörung hervorrufen würde, wenn die »gerechte Strafe« nicht nur gemildert, sondern grundsätzlich aufgehoben würde.

Trotzdem spricht, meine ich, alles für ihren Vorschlag. Denn sie tritt persönlich in Vorleistung, indem sie *ihre* Geschichte als nahe Freundin von Alfred Herrhausen erzählt, der ihr eine Art Patenonkel war. Sie traf wenige Stunden nach dem tödlichen Bombenattentat am 30. November 1989 aus England kommend am Ort des Geschehens ein und erlebte im Haus der Familie das Unfassbare aus nächster Nähe. Jahrelang wurde sie von demselben wiederkehrenden Alptraum verfolgt: Sie sitzt in einem Biergarten zusammen mit den Mördern ihres Freundes, noch vor der Tat. Diese erzählen wie unter Freunden von ihrem Plan. Und nun versucht sie, die künftigen Täter davon zu überzeugen, es nicht zu tun, redet sich, politisch argumentierend, um Kopf und Kragen. »Sie haben sogar zugehört.« Doch dadurch wurde das eigene Scheitern noch schlimmer. »Nacht um Nacht bin ich aufgewacht als Versagerin. Schuldig, weil ich es nicht geschafft hatte.« Die Argumentation versagt und damit zunächst auch die Sprache. »Das ist das Gewalttätigste an der Gewalt des Terrors: die Sprachlosigkeit.« – Nachdem sie selbst 18 Jahre geschwiegen hat, schreibt sie nun:³

»Es ist an der Zeit« – dass sie, die Mörder, »Ich sagen«, dass sie ihre Geschichte erzählen und sich zu ihrer Tat bekennen – nicht nur der Opfer wegen. »Wie können sie sein, wer sie sind, wenn sie über ihre eigene Geschichte nicht sprechen können? Wie können sie jemand anders werden, wenn sie über ihre frühere Geschichte nicht sprechen?« – Der Mensch als Ich konstituiert sich über seine eigene Geschichte. Durch diese ist er auch verwoben mit den anderen Menschen; ein geschichtsloser Mensch ist nicht fähig zur wirklichen Begegnung.

Die Täter aller drei Generationen der RAF sind (mit wenigen Ausnahmen) bis heute nicht als Individuen greifbar. Sie handeln anonym, aus dem Kollektiv heraus, »das sich selbst jede Subjektivität verweigert«, das abstrakte – ideologische – Erklärungen und Bekenntnisse von

sich gibt. Das macht es so schwer, für die Angehörigen der Opfer, ein reales Verhältnis zu ihrem Verlust zu gewinnen. Es gibt kein Gegenüber, keine zuordenbare Verantwortlichkeit, kein wirklich greifbares Motiv. Dadurch droht das Geschehen zur scheinbar ursachenlosen Folge zu werden, die nicht in der Wirklichkeit verortet werden kann.

Sie fragt: »Ob sie sich bei der Durchführung ihrer Tat auch so entfremdet vorkamen? So uneigentlich? Ob sie auch nur noch einen einmal gefassten Entschluss durchführten? Ob der Entschluss sozusagen sie durchführte?« Es geht ihr nicht um Schuldbekennnis oder Reue. Und sie weiß auch, dass das, was sie fordert, auch für sie selbst schmerzlich sein wird. Umso erstaunlicher ist es, lesend mitzuverfolgen, wie das eigene Betroffensein sich in eine bedingungslose Offenheit verwandelt, wie sie auch noch den Mördern ein Menschsein zugesteht, das verletzbar ist. »Unterstellen wir das nicht, gibt es keine Veränderung.« Dies ist ein Freiheitsakt, mit dem sie ihre eigenen Grenzen überschreitet. Denn: »Die Enttäuschung, dass die Verständigung mit dem Anderen nicht zustande kommt, ist weniger beschädigend als der Verzicht auf die Überzeugung der Möglichkeit der Verständigung. Es käme der Selbstaufgabe gleich. Nicht nur der Aufgabe der anderen.«

Die Aufforderung zum Ich-Sagen setzt eben die konsequente Anerkennung des Gegenübers als Individuum voraus. Dies konkretisiert sie in ihrer eigenen Erzählung dadurch, dass sie nach Anhaltspunkten sucht, »die herausragen aus der Geschichte dieser Menschen, die hindeuten auf eine *andere* Erzählung, die hinweisen darauf, dass es auch einen anderen Verlauf hätte geben können ...« und zitiert Fritz Stern: »Man muss darüber nachdenken, was hätte geschehen können, wenn man verstehen will, was wirklich geschehen ist.« Ansonsten ist der Zirkel der Gewalt nicht aufzubrechen.

Mit großer Präzision beschreibt Carolin Emcke, die als Reporterin vielfach in Kriegs- und Krisengebieten unterwegs war,⁴ was das Denken und Handeln in den Kategorien der Gewalt mit einem macht: Gewalt »formt und verformt, nicht nur die Opfer, sondern auch die Täter.

[...] Gewalt kennt keine Kontrolle und kein Halten, läßt sich auf im Moment, in dem sie sich entlädt, wird durstiger, je mehr zu trinken sie bekommt, endet nicht, auch wenn sie endet, lebt fort und weiter, im Körper, der sie sich einverleibt, der sie speichert als erinnerte Bewegung, in den sie sich einschreibt. [...] Die Kritik an der Gewalt ist bis heute tabuisiert, weil sie noch immer wirkt, diese binäre Struktur, in der zum Gegner gehört, wer sich auch nur partiell abweichend äußert.«

»Diese Freiheit, sich selbst zu überschreiten«

Dagegen setzt sie die Kraft der Empathie. Immer wieder neu versucht sie sich in die innere Situation der Täter hereinzuversetzen, dabei nie spekulierend, was in ihnen vorgegangen sein mag, sondern mit der Frage lebend: Wie würde sich so etwas bei mir selber anfühlen? »Wie konnten sie das aushalten, diesen Zwang zur Konformität? Was bedeutet das für eine Ideologie, wenn sie Dissens und Ambivalenz nicht aushalten kann? Wenn umgehend als Verrat denunziert wird, was hinterfragt?« Dadurch ist dieses Buch auch ein Nachdenken über den Menschen schlechthin, über Menschlichkeit und die Grundbedingungen eines sozialen Miteinanders, das jedoch konkret bleibt, weil sie stets von sich selbst und ihren Möglichkeiten ausgeht.

Das Nachdenken über die RAF und die Auseinandersetzung mit der Zeit des Deutschen Herbstes wird so zur Selbstprüfung: »Wie diese Zeit uns geprägt und verändert hat, mag kaum jemand zugeben.« In Ulrike Meinhof prüfe sich eine Generation – nicht dem Inhalte der Überzeugungen nach, sondern in dem »Rigorismus, mit dem diese Überzeugungen auch zu leben waren«. Es geht um das eigene Tätig- bzw. Untätigsein angesichts des Versagens einer ganzen Gesellschaft im Dritten Reich. »Und insofern war Ulrike Meinhof eine moralische Herausforderung.« Gleichzeitig stellt sie fest: »Es war die radikale Hingabe, die als moralische Haltung missverstanden wurde.«

Mit dem Bewusstsein, zumindest im Durchleben dieses Gewissenskonfliktes in die Geschehnisse des Deutschen Herbstes involviert zu sein, ist

Carolin Emcke bereit, sich »auf einen Dialog, auf ein Gespräch mit ungewissem Ausgang einzulassen.« Sie schaut dabei nicht darauf, was sie selbst dabei verlieren oder was ihr zugefügt werden könnte. Vermutlich gerade deswegen beginnt sie dieses Buch mit der eigenen Verletzung und Verstörung. »Weil wir aus der Vergangenheit herauswachsen müssen, weil wir die alte Haut, die längst schon rissig und schorfig geworden ist, nur so abstreifen können, indem wir darauf vertrauen, dass die neue uns ebenfalls schützen wird. – Nur anders.«

»Diese Freiheit, sich selbst oder die Realität zu überschreiten, ist es, die Menschen kreativ sein lässt.« – Es geht bei Emckes Vorschlag um nichts weniger als um die Wiedererlangung der eigenen Souveränität durch einen freien Entschluss zum vermeintlich Unmöglichen. Schon allein dies zu durchdenken, befreit. Insofern ist auch die Frage, wie realistisch (auch seitens der Befindlichkeit der Täter) oder überhaupt zulässig dieser Vorschlag ist, verkehrt. Er wird nur wirksam, wenn er in Eigenverantwortung aufgegriffen wird. Und diese Eigenverantwortlichkeit darf das Recht niemals beschneiden.

»Sie müssen reden.

Wir müssen sie reden lassen.

Nur so können wir hervorgehen aus der Ungewissheit und nur so können sie selbst hervorgehen aus der Stille.

Und befreien uns gegenseitig.

Von der Vergangenheit. Und voneinander.«

Unser Ich geht aus dem Freiheitsakt hervor, begründet sich in diesem selbst. Nur so kann Schicksal gelöst werden. Ein schmerzhafter Geburtsakt.

»Vermutlich würde die Trauer wieder aufbrechen.

Vermutlich würde es reißen in der Lunge wie das erste Luftholen nach einem langen Tauchgang.

Aber wir könnten wieder zu atmen beginnen.

Frei.«

»Frei« – das ist das letzte Wort dieses immer selbstkritisch geführten, bewegenden Dialogs der Autorin mit sich selbst. Sie vollzieht zu-

nächst selbst mit sich, was sie als gesellschaftlichen Prozess anregen will, schmeckt ihn in seiner ganzen Dimension durch. Das berechtigt sie voll und ganz, Unmögliches zu wollen, denn sie hat die Möglichkeit bereits bewiesen. »Es ist an der Zeit.«

Carolin Emckes Buch hat nichts Programmatisches. Es geht nicht um die Explizierung einer Idee, sondern der Leser hat unmittelbar Teil an ihrem Ringen, an der Konfrontation mit der eigenen Geschichte, ihrem Verletztsein, ihren vorpreschenden grenzüberschreitenden Gedanken – auf die wieder Zweifel folgen, selbstkritische Fragen, die zu neuen Anläufen führen. Der kleine Satz »Es ist an der Zeit« wird dem Ganzen nicht wie in dieser Besprechung vorangestellt, sondern ist Ergebnis eines Prozesses, der in einen persönlichen Entschluss mündet. Dies zeigt sich bis in die Form des Textes: Das Staccato kurzer, knapper, auch unvollständiger Sätze, die oft jeder einen Absatz für sich bilden, wird nicht von einem starren Blocksatz überformt, sondern das Satzbild fließt nach rechts aus. Emcke will den Leser auch nicht überzeugen. Es geht ihr um etwas, das nicht durch Meinungsbildung, sondern nur durch freie, individuelle Entschlüsse tragfähig werden kann. Nur auf dieser Grundlage lassen sich die durch das stets verallgemeinernde Recht gesetzten Grenzen verantwortlich überschreiten.

Im Anhang finden sich noch zwei kommentierende Beiträge. Der scheidende Verfassungsrichter *Winfried Hassemer* macht darauf aufmerksam, dass Emckes »Forderungen und Vorschläge« vom Ansatz her »ganz gut in die derzeitige Landschaft des Strafrechts und seiner Politik passen«, auch wenn die Blickrichtung des Opfers ihm nicht in die Wiege gelegt sei. Allerdings gelingt es ihm nicht, auf den inneren Duktus von Emckes Essay wirklich einzugehen.

Diesen Duktus greift auch *Wolfgang Kraushaar* in seinem Beitrag *Auf der Suche nach dem Narrativ* nur insofern auf, als er Emckes Ansatz als einen Versuch wertet, »diese einerseits verfahrenere und ausweglos erscheinende, andererseits als Ausgangspunkt populärer Verschwörungstheorien benutzte Situation aufzubrechen«.

Dabei erkennt er aufgrund der dubiosen Rolle von V-Männern gerade auch im Fall Herrhausen eine Dringlichkeit, »nicht nur das Schweigen ehemaliger Terroristen zu durchbrechen, sondern auch das von Akteuren staatlicher Behörden«. Interessant ist sein Hinweis, dass die erste Generation der RAF ihre Decknamen zwar bewusst aus Hermann Melvilles Roman *Moby Dick* gewählt haben, dass es aber keinen *Ismael* gab, der im Roman als einziger Überlebender ein Zeugnis von der Katastrophe abgibt.

Stephan Stockmar

1 Vgl. Adelbert Reif: »*Vieles in unserer Geschichte ist als Irrtum anzusehen*«. Die »68er«-Bewegung, die RAF und das Unbewältigte in der deutschen Vergangenheit, in: DIE DREI 5/2007, S. 11-22.

2 Alois Prinz: *Lieber wütend als traurig. Die Lebensgeschichte der Ulrike Marie Meinhof*, Weinheim 2003 (kartoniert 2007); siehe DIE DREI 12/2003, S. 86-88.

3 Eine erste Fassung ist in Form eines Essays am 6. September 2007 im *Zeit Magazin Leben* (Nr. 37/2007) erschienen. – Der ganze Duktus des nun zum Buch umgearbeiteten Essays ist ein solcher, dass die Frage wenig zur Sache tut, ob der Mord an Alfred Herrhausen überhaupt der RAF zuzuschreiben ist; auch andere vermutete Täterkreise treten nicht aus ihrer Anonymität heraus, verschweigen ihre Geschichte.

4 Vgl. Carolin Emcke: *Von den Kriegen. Briefe an Freunde*, Frankfurt am Main 2004 (TB 2006).

Janushaupt der Moderne.

WOLFGANG MÜLLER: **Inseln der Zukunft**. Menschliche Entwicklung in Zeiten der Globalisierung. Arbor Verlag, Freiamt 2007, 251 Seiten, 16,90 EUR.

Die Krise besteht just darin, dass das Alte stirbt und das Neue nicht zur Welt kommen kann.

Antonio Gramsci

Das Antlitz unserer Epoche lässt sich nicht ohne Grund mit dem Janushaupt vergleichen. Denn das Gesicht der Moderne hat mindestens zwei Facetten: ein strahlendes Lächeln und eine entstellte Fratze. Zu der strahlenden Seite gehören die schier grenzenlosen Entwicklungen, der Fortschritt und die Innovationen, seien

sie ökonomischer, technischer, politischer oder sonstiger Art. Nie gab es gesellschaftlichen Wandel und Wohlstand schneller und permanenter, nie war die »ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände«, von der Marx und Engels schon im 19. Jahrhundert sprachen, anwesender als heute.

Doch zur Zwiespältigkeit der Moderne gehört auch, dass die Triebkräfte unserer Epoche zugleich ihr eigenes Elend mit hervorbringen. Zu dieser Diagnose kommt zumindest Wolfgang Müller, wenn er trotz all der *äußeren* Entwicklungen unserer Epoche »substanzielles Versagen« vorwirft. Denn »es geht darum, dass diese Epoche, die so vieles bietet, das Entscheidende verfehlt, ja sogar missachtet oder unterdrückt: die Entwicklungsmöglichkeit des Menschen.«

Das ist im Kleinformat die Analyse, die Müller, der als Redakteur und Publizist beim Norddeutschen Rundfunk tätig ist, in seinem Buch *Inseln der Zukunft* vorlegt. Müller beschreibt luzide, dass die technokratische Mentalität der heutigen Verhältnisse einen latenten Egoismus und Konformismus befördern, die wirklichen individuellen Bestrebungen geradezu zuwiderlaufen. Nicht nur auf dem wirtschaftlichen Sektor, auch im Wissenschaftsbetrieb, im Bildungswesen, im Geschäftsleben und im politischen Raum hat der Fetisch Effizienz längst die Regentschaft übernommen. Und der »Kapitalismus als Leitkultur« fördert eben auch die pathologischen Symptome einer Gesellschaft zutage, »die in Wahrheit keine Gegenbilder mehr kennt. Ihre scheinbare Liberalität mündet faktisch in eine deprimierende Alternativlosigkeit«.

Kann man diesen Phänomenen etwas entgegensetzen? Jeder kann, davon ist Müller überzeugt, und deshalb umfassen seine Darstellungen neben der bereits angesprochenen »Bestandsaufnahme« (Teil 1) einen Abschnitt zu »unseren tieferen Möglichkeiten« (Teil 2) sowie einen finalen Part, in welchem »Ansätze für Veränderungen« diskutiert werden (Teil 3). Müller geht es also darum, einerseits die Mangelerscheinungen der heutigen Epoche aufzuzeigen, zugleich jedoch auch darum, diesen etwas entgegenzuhalten.

Was schlägt der Autor dabei vor? Müller geht es

zuerst überhaupt darum, eine Fragenotwendigkeit zu erkennen, wo doch heute bei fast allen Fragen, die eine *seelische* Dimension – mithin die Innenseite des Menschseins – betreffen, betretene Sprachlosigkeit und distanziertes Zurückschrecken herrschen. Der teure Preis einer reduktionistischen Wissenschaftskultur und einer ausgedehnten Expertenzüchtung liegt nämlich darin, dass sich die Wissenschaft aus *existenziellen* Fragegebieten längst zurückgezogen hat.

Beim Beleuchten der Entwicklungsperspektiven des Menschen (also vor allem in den Teilen 2 und 3), möchte Müller sich jedoch weder in der Ecke einer modischen »Salbungsesoterik« noch in der einer substanzlosen »Rest-West-Religiosität« einsortiert sehen. Er unterstreicht vielmehr die Wichtigkeit, die strenge Forschungshaltung unserer Zeit nicht nur gegenüber den äußeren Gegenständen, sondern ebenso gegenüber einer inneren Forschung geltend zu machen: »Nicht die neuzeitliche Haltung ist falsch, sondern dass sie nicht *konsequent* zur Geltung kommt«.

Selbst leistet Müller diesen Schritt nur bedingt – was auch daran liegen mag, dass sein Buch keine wissenschaftliche Lektüre ist. Zugunsten eines eindringlichen Plädoyers für ein Entwicklungsmodell des Menschen, verzichtet er auf wissenschaftliches Format und systematische Begriffsarbeit. Eher ist sein Buch »Erbauungsliteratur«, die sich vielfältigen Fragen- und Themenspektren zuwendet (Ökonomie, Psychologie, Religion, Meditation, Erleuchtung, Politik u.a.). Dabei mischt Müller jeweils in homöopathischer Dosis Zitate und Aphorismen von bedeutenden Persönlichkeiten in seine Darstellungen – gleichsam zur Erinnerung an die grundlegende Bedeutung vieler heute verschwiegener Fragestellungen.

Zu den von Müller erwähnten Persönlichkeiten zählt auch Rudolf Steiner, dessen strenge Ansprüche gegenüber geistiger Forschung Müller bejaht, trotzdem er konstatiert, dass Anthroposophie als Ausgangspunkt eines breiteren wissenschaftlichen Aufbruchs (zumindest bis jetzt) gescheitert sei, was die Rezeptionsgeschichte zeige. (1) Denn »vorläufig liegen Steiners Aussagen so weit außerhalb des gegenwärtigen

Bewusstseins, dass sie weder bestätigt, noch widerlegt, sondern beinahe übergangen werden. Zwischen ihnen und ›unserer‹ Welt fehlen zu viele Glieder der Erkenntnis und Erfahrung. Das Problem einer solchen Weltanschauung ist nicht, dass sie falsch wäre, sondern dass sie gar nicht *erreicht* wird« (S. 83ff).

Interessant ist, dass ich mich bei der Lektüre des Buches, das bemüht ist, in Tiefendimensionen der Seele einzuleuchten – ständig spricht Müller vom *tieferen* Verstehen, unseren *tieferen* Möglichkeiten, davon, *tiefer* zu atmen, *tiefer* zu leben –, auf Dauer dem Eindruck nicht erwehren kann, dass der Autor ein zentrales Element systematisch unterschätzt: nämlich das *Denken*, welches z.B. bei Steiner im Mittelpunkt des gesamten Forschungsstrebens steht. Müller versenkt sich zwar in die »Seelentiefen« und nennt die Psychologie in diesem Zusammenhang gar »die Befreiungslehre unserer Zeit«, aus den Tiefen der Seele gelangt er jedoch bei jedem Denken nicht zu den *Höhen* menschlichen Daseins, die im Vollzug desselben erklommen werden können.

Dieser Aspekt kann als durchaus nicht unwichtiger Mangel empfunden werden, denn die dem Denken selbst inhärente therapeutische Dimension, also auch die Heilkraft, die aus diesem zu fließen vermag, sie findet bei Müller keine Explikation. Tragisch ist dies insofern, als dass damit der »archimedische Punkt«, der Punkt, von dem aus tatsächlich persönliche und gesellschaftliche Veränderungen entstehen können, in meinen Augen nicht wirklich getroffen wird. Sicher sollte hier keine Abhandlung über das Denken vorgelegt werden, doch allein für das Kernthema des Buches, also für eine entwicklungsperspektivische Betrachtung des *Menschen*, ist eine explizite Einbeziehung des Denkelements, so finde ich zumindest, unerlässlich.

Dieser Makel schmälert nicht die vor allem sprachstilistisch eloquente Arbeit des Verfassers, der inhaltlich besonders bei der Analyse der heutigen Verhältnisse (Teil 1) brilliert.

Philip Kovčé

1 Vgl. dazu die beiden Diskussionsbeiträge von Wolfgang Müller El-Abd: *Warum Anthroposophie nicht durchdringt. Vorläufige Gedanken eines Außenstehenden*, in: DIE DREI, Nr. 2/2002, S. 44-53 und ders.: *Zwischen Wissenschaft und Offenbarung. Weitere Fragen an die Anthroposophie*, in: DIE DREI, Nr. 5/2002, S. 66-73.

Aus dem Kafka-Universum

HARTMUT BINDER: **Kafkas Welt. Eine Lebenschronik in Bildern.** Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2008, 688 Seiten, 68 EUR.

HARTMUT BINDER: **Mit Kafka in den Süden. Eine historische Bilderreise in die Schweiz und zu den oberitalienischen Seen.** Vitalis Verlag, Prag 2007, 414 Seiten, 79,90 EUR.

KLAUS WAGENBACH: **Franz Kafka. Bilder aus seinem Leben.** Wagenbach Verlag, Berlin 2008, 254 Seiten, 39 EUR.

Auch ein Dreivierteljahrhundert nach seinem Tod haben Leben und Werk des deutsch-jüdischen Prager Dichters Franz Kafka nichts von ihrer Faszinationskraft verloren. Im Gegenteil: Mehrere gewichtige Veröffentlichungen anlässlich seines 125. Geburtstages am 3. Juli 2008 zeigen, dass die Welt Kafkas – sowohl die reale seiner Existenz wie die imaginierte seines literarischen Schaffens – eine geradezu soghafte Wirkung auf breite Leserschichten ausübt und zu immer neuer, intensiver Beschäftigung mit dem »Kosmos Kafka« anregt. Abgesehen vom Erscheinen des von vielen schon ungeduldig erwarteten zweiten Bandes *Die Jahre der Erkenntnis* von Reiner Stachs monumentaler Kafka-Biographie im Frankfurter S. Fischer Verlag, legt der Kafka-Spezialist Hartmut Binder gleich zwei opulent ausgestattete großformatige Bildbände vor.

Nur einem leidenschaftlichen, von seinem Gegenstand schlichtweg besessenen Literaturforscher wie Hartmut Binder, der sich schon in den vergangenen Jahrzehnten durch zahlreiche Arbeiten zur Prager deutschen Literatur mit dem Schwerpunkt Kafka und sein Umfeld sowie vor allem durch das von ihm 1979 herausgegebene »Kafka-Handbuch« einen hohen Rang in der internationalen Kafka-Forschung

erworben hat, konnte die Erarbeitung einer biographisch-historisch so umfassenden *Lebenschronik in Bildern* gelingen. Binder unternimmt das Wagnis, *Kafkas Welt* anhand von über 1200 fast ausschließlich historischen und größtenteils unveröffentlichten Fotografien mit ausführlichen Erläuterungen einzufangen. Von Kafkas früher Kindheit, seiner Schulzeit und seinem Studium, über seine berufliche Tätigkeit als Versicherungsangestellter bis hin zu seinem literarischen Durchbruch und den komplizierten Beziehungen zu jenen Frauen, die in sein Leben traten und es auf unterschiedliche Weise mitbestimmten, spannt sich der Bogen. Doch das eigentlich Außergewöhnliche liegt darin, wie Binder diesen biographisch-historischen Rahmen mit verlebendigenden Details anreichert, um so ein Bild und eine Atmosphäre entstehen zu lassen, die den Leser und Betrachter im buchstäblichen Sinne des Wortes zum »Zeitzeugen Kafkas« werden lässt. Ob Kafkas Wohnungen und die seiner Verwandten, ob Schulen, Hochschuleinrichtungen, Synagogen und Kirchen, ob Kaffeehäuser, Hotels, Theater, Kabarett, Vortragsäle und Salons, oder Ausstellungen, Badeanstalten und Parks – was immer mit Kafka eine Beziehung aufweist: Binder führt es vor Augen. Natürlich sind auch seine Dienst- und Urlaubsreisen und Kuraufenthalte nicht vergessen worden. Binder geht sogar soweit, die Wahl seiner Motive, die Beleuchtung und Perspektive genau auf die Tagebuch- und Briefstellen abzustimmen. Dabei kommen viele bisher unidentifizierte Örtlichkeiten und Monumente zum Vorschein.

Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf Personen, mit denen Kafka Kontakt hatte: Schulfreunde, Lehrer, Professoren, Ärzte, Arbeitskollegen, Vortragskünstler, Schauspieler, Chansonetten, kurz Menschen, die ihn beeindruckten. Manche von ihnen gewinnen in Bild und Beschreibung erstmals Kontur und werden so in ihrer Bedeutung für ihn und sein Schaffen sichtbar. Dass es Binder zusätzlich gelang, Fotos und Lebensdaten zahlreicher Personen aus Kafkas Umfeld zu eruieren, die in seinen autobiographischen Zeugnissen zwar erwähnt werden, aber trotz jahrzehntelanger Bemühungen nicht doku-

mentarisch erfasst werden konnten, erhöht die Bedeutung des Werkes für die Literaturwissenschaft und alle an Kafka Interessierten noch zusätzlich. Sowohl vom Informationsgehalt wie von der graphischen Gesamtpräsentation her ist Binder die Verbindung von Bild und Text optimal geglückt.

Der gleichermaßen aufwändig gestaltete Band Binders *Mit Kafka in den Süden* wendet sich einem Spezialthema zu, nämlich den erstmals zusammenhängend dokumentierten Reisen Kafkas in die Schweiz und nach Italien 1909, 1911 und 1913, die er teilweise mit Max Brod unternahm. Wieder rekonstruiert Binder unter Einbeziehung zeitgeschichtlicher Quellen, insbesondere von Reiseführern, Zug- und Schiffsfahrtsplänen, Stadtkarten, Werbeprospekten sowie Presseartikeln die Reiserouten Kafkas und die Details der von ihm besuchten Orte. Der erste Teil des Bandes (*Riva am Gardasee*) ist den Reisen an die oberitalienischen Seen, der zweite Teil (*Mit Bahn und Schiff nach Italien*) den langen, immer wieder durch Zwischenstops unterbrochenen Eisenbahnfahrten von Prag über München durch die Schweiz nach Mailand und dem Kuraufenthalt in Stresa gewidmet. Auch die berühmte internationale Flugschau im September 1909 in Brescia, die Kafka in Begleitung von Max Brod besuchte, wird von Binder ausführlich dargestellt. Darüber hinaus setzt Binder diese Reisen in literarischen Bezug zum Werk Kafkas, so zu dem Roman »Der Verschollene« und zu der Erzählung *Der Jäger Gracchus*. Mit seinen 473, teilweise farbig und großformatig wiedergegebenen, zumeist völlig unbekanntem historischen Abbildungen sowie einem umfangreichen, keine Wünsche offen lassenden Text Hartmut Binders vermittelt dieser Band einen weiteren Einblick in *Kafkas Welt* vor Beginn des Ersten Weltkriegs.

Schließlich sei noch auf Klaus Wagenbachs nunmehr in dritter, überarbeiteter und erweiterter Ausgabe vorliegenden, erstmals 1983 erschienenen und alsbald zur Standard-Monographie avancierten Band *Franz Kafka. Bilder aus seinem Leben* hingewiesen. Wagenbach, gleichermaßen ein Kafka-Enthusiast wie Hartmut Binder, beschäftigt sich bereits seit den

50er-Jahren mit Kafkas Leben und Werk. Er interviewte Zeitgenossen des Dichters (von Max Brod über Felix Weltsch bis Hugo Bergmann und vielen anderen), förderte neue Zeugnisse zutage und sammelte Fotos. 1957 promovierte er über Kafkas Jugend, initiierte auf der Kafka-Konferenz in Berlin 1966 die Kritische Kafka-Ausgabe und veröffentlichte mehrere Bücher über Kafka. Der Bildband enthält jetzt insgesamt 696 Abbildungen, darunter – wie bisher – sämtliche Porträts Franz Kafkas und eine große Anzahl neu aufgefundener Fotos von Personen, die mit Kafka in Kontakt standen: so von der Tänzerin Ewgenia Eduardowa, der Schauspielerin Mania Tschissik oder der Salondame Berta Fanta, von Kafkas Großmutter, dem Amerikafahrer František Soukup, dem Anarchisten Michal Mareš, der Sozialistin Lily Braun, den Professoren Hans Gross und Anton Marty und den Vorgesetzten Ernst Eisner und Robert Marschner. Auch neue Bilder von den Fabriken, Industriellen und Arbeitern in Kafkas Rayon in Nordböhmen sind neben Abbildungen verschiedener Alltags- und Berufsgegenstände hinzugekommen. Ungeachtet dieser Fülle, präsentiert sich der stattliche Band dank seiner exzellenten inhaltlichen Gliederung und hervorragenden graphischen Gestaltung keineswegs überfrachtet, sondern verführt geradezu zur »Kafka-Süchtigkeit«.

Adelbert Reif

Farbenlehre

Günter Kollert: **Weimar – Cambridge und zurück. Goethe, Wittgenstein und die Welt der Farben.** Mayer Verlag, Stuttgart 2008, 132 Seiten, 19,80 EUR.

Ein neues Buch über die Goethesche Farbenlehre? Ist nicht schon genug darüber geschrieben worden? Nein! Dieses Buch ist ein origineller Beitrag zum Problem der Farbenerkenntnis. Es besticht durch die Vielseitigkeit und Differenziertheit seiner Gesichtspunkte, den Einbezug bewusstseinsgeschichtlicher und philosophischer Aspekte, die überschauende Verarbeitung der goethenistischen, farbentheore-

tischen und farbmischtechnischen Literatur. Das Buch ist keine Einführung in das Gebiet, es enthält wenig Anleitungen zu und kaum ausführliche Beschreibungen von konkreten Experimenten sowie wenig farbige Abbildungen. Dagegen findet sich in dieser Studie ein wohl-tuend prägnanter und konzentrierter Überblick zu vielen wichtigen Aspekten des Wesens der Farben, die weit über das von Goethe veranlagte hinausgehen und doch immer wieder auf diese Keime zurückbezogen werden. Man erhält Gesichtspunkte, von denen aus man gegebenenfalls eigene Farbstudien in einen größeren Zusammenhang einbetten kann. Durch reichliche Hinweise auf die Literatur kann das hier nicht Vorgefundene ergänzt werden.

Was das Buch auszeichnet, ist die Bemühung um begriffliche Klärung im Umfeld der Farberscheinungen, insbesondere um den Aufbau einer sachgemäßen »Farblogik«. Es wird dadurch deutlich, dass wissenschaftliche Fortschritte nicht nur auf der Seite der Erfahrung und der Experimente zu suchen sind, sondern auch auf der Seite der Begriffsarbeit.

In der »reinen Farbentheorie« oder »Chromatik« geht es um die Untersuchung des Farbwahrnehmung – unabhängig von Physiologie, Physik, Mathematik, Farbmischung etc. – hinsichtlich der Farbqualitäten, der Farbenordnung und der Ableitung einer Logik der Farbbegriffe. »Die angewandte Farbentheorie behandelt die Beziehung zwischen der qualitativen Seite der Farbenerscheinungen und ihren physikalischen, physiologischen und psychologischen Begleitumständen.« (S. 125) Zu letzterem Gebiet gehören insbesondere die Phänomene verschiedener Mischungsarten und des Kontrasts, die nur auf dem Hintergrund einer qualitativen Farbentheorie in ihrem Zusammenhang und in ihren Unterschieden durchschaubar werden. Hier ist es nicht ganz leicht, den Überblick zu bewahren: daran zeigt sich auch, wie kompliziert und diffizil diese Gebiete sind; sie erfordern ein eingehendes praktisches und theoretisches Studium.

In Bezug auf Goethes »Farbenlehre« wird herausgearbeitet, dass sein Anschauungen über die Entstehung der Farbe aus Polarität, Steigerung

und Trübe und seine Bezüge auf die Polarität von Licht und Finsternis nicht (allein) dem Feld der reinen oder angewandten Farbentheorie angehören, sondern einer im positiven Sinne zu entwickelnden Metaphysik zugeordnet werden müssen, in der es um die wirksamen Ursachen, um die Entstehung der Phänomene und nicht allein um deren begrifflichen Zusammenhang geht.

In der »Metachromatik« geht es schließlich um den Zusammenhang von Farbphänomenen mit anderen Gebieten des menschlichen Daseins wie Raum (Farbperspektive, konkrete Formenwelt) und Bewusstsein.

Ob die Berufung auf Wittgenstein mehr ist als eine wichtige Station für den Autor auf seinem persönlichen Weg zu den dargelegten Gesichtspunkten, möchte ich dahingestellt sein lassen. Für mich wird nicht klar, ob Wittgensteins Ausführungen tatsächlich eine sachliche und historische Bedeutung für die Entwicklung der Farbenlogik zukommt.

Für ein so reichhaltiges und auf begriffliche und terminologische Klärung ausgerichtetes Buch ist es nahezu unverzeihlich, dass es kein Sachverzeichnis enthält. Das müsste bei einer allfälligen Neuauflage unbedingt ergänzt werden. Jedem an der Farbentheorie und der Farbenlehre tiefer interessierten Menschen kann das Buch wärmstens empfohlen werden.

Renatus Ziegler

Die Bibel als Himmel

HEINRICH PFEIFFER: **Die Sixtinische Kapelle neu entdeckt.** Belser Verlag, Stuttgart 2007, Großformat, 351 Seiten mit 185 Farbtafeln, 88 EUR.

Die Decke der Sixtinischen Kapelle, wo heute Michelangelos großartige Fresken zur Genesis prangen – darunter auch die Darstellung des 4. Schöpfungstages: Gott erschafft im Beisein seines Sohnes und des Heiligen Geistes die Gestirne Sonne und Mond – , sollte in der ursprünglichen Konzeption unter Papst Sixtus IV. von einem blauen Sternhimmel geschmückt werden. Dass Julius II, der Neffe von Sixtus IV., dann Michelangelo beauftragt hat, die Decke

mit Bildern zum alten Testament zu gestalten, bedeutet durchaus keinen Bruch, hieß es doch noch im 16. Jahrhundert: »Die Heilige Schrift kann der Himmel genannt werden, aus dem Gott spricht. Von diesem Himmel aus leuchten uns herab die Sonne der Weisheit und der Mond der Wissenschaft und von den Vätern her die Sterne, ihre Beispiele und Tugenden« (Lauretus 1575).

Der hier zu besprechende Prachtband ist kein eigentliches kunsthistorisches Werk. Heinrich Pfeiffer, langjähriger Professor für Kirchengeschichte an der päpstlichen Gregoriana in Rom, untersucht hier das ikonografische Programm der Kapelle, das die Theologen unter Sixtus entworfen haben. Führende Künstler der Frührenaissance wie Botticelli, Perugino, Filippino Lippi, Ghirlandaio, Cosimo Rosselli, Luca Signorelli u. a. haben gemäß diesem Programm zwischen 1481 und 1483 die Fresken an den Längswänden ausgeführt. Der nachfolgende Julius II. beauftragte dann Michelangelo mit der Darstellung der Schöpfungsgeschichte und der Propheten und Sibyllen (1508-1512). Unter Clemens VII. entstand 1535-1541 abschließend das ebenfalls von Michelangelo ausgeführte Jüngste Gericht an der Altarwand.

Dass die Inhalte der Darstellungen nicht von den Künstlern selbst stammen, sondern einem durch die verschiedenen Entstehungszeiten hindurch einheitlichen theologischen Programm folgen, darauf wurde Pfeiffer aufgrund der Anordnung der Genesis-Bilder Michelangelos im Verhältnis zu den früheren Darstellungen an den Längswänden aufmerksam. Dieses Programm erschließt er nun Bild für Bild in ausführlichen Beschreibungen und Interpretationen unter Rückgriff auf die Kirchenväter und das theologische Schrifttum der Frührenaissance. So breitet sich vor dem studierenden Leser ein faszinierender Gedanken-Bilder-Kosmos aus, in dem auch Einzelheiten wie zum Beispiel die Farben der Gewänder der einzelnen Protagonisten eine gewichtige Bedeutung erlangen, über die unmittelbar künstlerische Erscheinung hinaus.

Zugleich bieten die hervorragenden ganz- und doppelseitigen Abbildungen einen kaum zu

übertreffenden Augenschmaus. Die ganze ursprüngliche Farbenpracht der Fresken, wie sie durch die jahrelangen Restaurierungsarbeiten wieder freigelegt wurde, tritt hier in Erscheinung, aus Perspektiven, wie man sie vor Ort aufgrund der Raumesdimensionen gar nicht haben kann. So kann man mit Hilfe dieses Bandes intensiv in das Denken ebenso wie in das Bild- und Farberleben der italienischen Renaissance eintauchen, und zwar gemäß der drei Entstehungsphasen in durchaus differenzierter Weise: Die Bilder an den Längswänden zeigen die große Erzählfreude der Meister der Frührenaissance, ihren Eifer, die Architektur perspektivisch richtig zu erfassen, ebenso wie die Erprobung der Farbperspektive in den Landschaftsdarstellungen. Darüber hinaus springt ihr Interesse für Details ins Auge, sei es an den prächtigen Frisuren und Gewändern oder an vielfältigen Attributen und sonstigen Gegenständen. Nicht zu vergessen ihre Bewunderung für die Schönheit der Frauen! Jeder der beteiligten Maler hat zwar seine eigene Handschrift, und doch tragen die Fresken einen einheitlichen Charakter.

25 Jahre später macht sich Michelangelo als Einzelner an die gewaltige Aufgabe, die Decke auszumalen. Trotz Befolgung des bis in die Farbigkeit vorgegeben Bildprogramms tritt er in den Darstellungen nun ganz persönlich in Erscheinung. Man findet ihn auch selbst, als Prophet Jeremia. Nicht nur durch die abgebildete Physiognomie ist er kenntlich, sondern im ganzen Charakter dieser hier ins tiefe Nachdenken versunkenen mächtigen Person, die noch in der Kontemplation etwas Heroisches an sich hat. Jede seiner Figuren hat einen ausgesprochenen Charakter, der sie über das Persönliche ins Überpersönliche führt. Nur so kann er überzeugend auch den Schöpfergott darstellen – dem er durch sein schöpferisches Tun als mahlender Bildhauer ja auch irgendwie gleicht.

Weitere rund 25 Jahre später macht er sich erneut an die Arbeit, sich diesmal dem Ende aller Geschichte, dem Jüngsten Gericht zuwendend: Eine Fülle nun schon barocker Leiber – seien es die von Menschen, Engeln oder Teufeln –, denen ihr Schicksal anzusehen ist. In der Mit-

te die mächtige Christusgestalt, richtend und segnend zugleich, neben ihm seine Mutter, das ganze unfassliche Geschehen demütig in ihrem Herzen bewegend. Auch hier wieder ein direktes Selbstbild, leidend und die Nichtigkeit allen körperlichen Seins zum Ausdruck bringend: als schlaife Haut des Bartholomäus.

Das Anschauen dieser prächtigen Bilder führt noch über die interessantesten theologisch-ikonografischen Ausführungen von Heinrich Pfeiffer hinaus in eine eigenständige künstlerische Welt, für die das theoretische Bildprogramm dann doch letztlich nur den Anlass bietet.

Stephan Stockmar

Alles fühlt

Andreas Weber: **Alles fühlt – Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften**. Berlin Verlag, Berlin 2007, 351 Seiten, 19,90 EUR.

Der Verfasser, freier Autor, Journalist und Redakteur, studierte Biologie- und Philosophie an verschiedenen Universitäten. Im vorliegenden Buch versucht er – im Sinne einer »Revolution« – der gegenwärtigen Biologie mit ihren oft mechanistischen Vorstellungen, ihrem einseitigen Denken, eine organismische Sicht entgegen zu setzen, welche die an die Welt der Kunst gemahnende Vielfalt der Gestalten mit ihrem Reichtum an entsprechenden Ausdruckswerten auch gefühlsmäßig aufnehmen und verstehen will. So fragt sich der Autor am Beispiel der Vielheit der Fischformen zu Recht: »Warum hat sich überhaupt eine solche Unüberschaubarkeit der Formen entwickelt und nicht ein einziger Universalfisch?« (S.208).

In seinem Buch wechseln sich Erzählungen, eigene Erlebnisse, Beobachtungen, Menschenbegegnungen und sachlich-theoretische Erörterungen ab. Was er in seinem gedanklichen Entwurf gegen das »Dogma von Anpassung und Auslese« zu sagen hat, lässt sich wohl am besten an ausgewählten Zitaten illustrieren, die seine Grundvorstellungen besonders prägnant zum Ausdruck bringen.

Seine »Schöpferische Ökologie« definiert der Autor als »Denkrichtung, nach der sich Lebewesen nicht als Maschinen, sondern als Subjekte verstehen lassen, Empfindung und nicht Informationsverarbeitung die grundlegende Leistung der Organismen ist« (S. 322). »In der Schöpferischen Ökologie finden wir das Seelische überall« (S. 101). Es ist »das Fühlen die wichtigste Kraft ..., die einen Körper zusammenhält« (S. 102). Die Seele ist gemeint »als Sammelbegriff für die Kräfte, mit denen jedes Lebewesen (vom Einzeller bis zum Menschen) sich selbst als Körper erhält, diese Aktivität als Innerlichkeit erlebt und als Gestalt, Morphologie und Mimik ausdrückt. Seele ist nicht für den Menschen reserviert, sondern, im Gegenteil, der empfindende Aspekt allen Lebens« (S. 322).

Subjektivität ist für Weber »Grundmotor allen Lebens« (S. 12), »Prinzip des Lebens« (S. 54), merkwürdiger Weise aber auch »eine physikalische Größe« (S. 13). Die »Subjektivität des Körpers« erfüllt »schon einfachste Zellen« (S.94). »Ähnlich wie die Freiheit ist die Subjektivität keine dem Menschen vorbehaltene Perspektive, sondern Kennzeichen alles Organischen« (S. 323).

»Natur ist vor uns ausgebreitetes Fühlen« (S.79), »Empfindung ist die gemeinsame Sprache aller Zellen und aller Wesen, die Sprache der Körper und der Dichter« (S. 110). Und der Schlusssatz des Buches lautet: »Gefühl ist nichts ›rein Geistiges‹. O nein, im Gegenteil. Gefühl ist Lust und Tragik der Materie« (S. 314).

»In einer neuen Biologie wird der Lebensdrang ... zum Grundaxiom« (S.33). Es gibt »Gesetze der Sehnsucht«, deren erstes »bewirkt, dass alles, was lebt, mehr Leben will.« (S. 33)

Was ist aber Freiheit? »Aufgrund der Überlegungen der Schöpferischen Ökologie ist Freiheit nicht länger das Privileg des Menschen, sondern eine fundamentale Dimension allen Lebens« (S. 318). »Erst wenn wir Freiheit nicht mehr allein an die körperlose Vernunft koppeln, sondern in ihr das Prinzip erkennen, nach dem sich Materie von selbst zum Körper organisiert, werden wir verstehen, wie tief Werte mit dem Leben selbst verschwistert sind und wie we-

ning Zugabe einer körperlosen Rationalität« (S. 281). Entsprechend sind »die Werte, denen ein Organismus folgt, ... nicht abstrakt, sondern bestimmen den Zusammenhalt seines Körpers, und sei er noch so klein wie eine einzige Zelle« (S. 79).

Über das Zweckprinzip bzw. über Zwecke liest man: »Zwecke, die Zwecke der Wesen, sind ein biologisches Phänomen und eine physikalische Macht, die Materie zu ordnen vermag« (S. 76). Die Gestaltung oder besser meist Umgestaltung, die der Verfasser bestimmten Grundbegriffen widerfahren lässt, mögen abrundend noch einige weitere Belegstellen zeigen. Zu Pflanzen betont er in dem Kapitel »Die Wiedergeburt der Pflanzenseele«, dass »alles Leben Subjektivität ist. Diese entspringt aus der Sehnsucht, ohne die jede Physik des Lebens unvollständig bleibt. Wir müssen darum unser Bild vom universellen Fühlen auch auf die Pflanzen ausdehnen« (S. 89).

In einer »neuen Physik der Zelle«, einem »neuen Blick der Wissenschaft« erscheinen die Zellen »geradezu als Atome des Willens« (S. 31). »Eine Zelle betreibt Selbstschöpfung. Sie ist die materielle Umsetzung des Prinzips der Subjektivität« (S. 56). Das Unbewusste »ist in der neuen Biologie die Subjektivität des Leibes, die schon einfachste Zellen erfüllt« (S. 94).

Dass der Mensch seine Sonderstellung gegenüber allen anderen Wesen der Natur restlos verliert, ist aus dem bisher Mitgeteilten über die Vorstellungen von Weber ohne weiters ersichtlich.

Eine Synopsis der angeführten (und vieler anderer) Ausführungen des Autors zeigt bei ihm eine auffällige Tendenz zu ausgeprägt spekulativem und abstraktem Denken, das Begriffe von kategorialer Bedeutung in souveräner Weise entdifferenziert und umbildet, vielfach aufbläht und fast bedenkenlos verallgemeinert (Subjektivität, Innerlichkeit, Freiheit usw.). Hierdurch entsteht zwangsläufig ein ziemlich konturenloser Begriffseintopf, der zu einem konkreten Erfassen und Verstehen der Phänomene des Lebendigen nichts beitragen kann. Das besondere der Denkungsart des Autors liegt darin, dass er in den Mittelpunkt seiner Vorstellungen zur

Biologie Ideen rückt, die dem Bereich des Seelischen und Ethischen angehören und insofern in den Lebenswissenschaften meist bestenfalls eine marginale Rolle spielen. Dabei weisen etliche Bemerkungen eindeutig darauf hin, dass in seinem Weltbild ein wirksames Essentiell-Geistiges keinen Platz hat und er im Kern einen ähnlichen Materialismus vertritt, wie er in der von ihm kritisierten Biologie lebt und dominiert. Es ist wertlos, der offenbar alleskönnenden Materie den äußerlich schmucken Mantel einer selbst geschneiderten abstrakten »Subjektivität«, »Seele« oder »Innerlichkeit« etc. umzuhängen. Man kann den Eindruck gewinnen, als projiziere der Verfasser eigene Gefühle und Ahnungen pauschal in biologische Objekte hinein, um sie gewissermaßen zu »verlebendigen« und zu »verseelischen« und damit qualitativ aufzuwerten. Was dabei herauskommt, sind alle Wesenunterschiede auslöschende Gleichsetzungen, wobei dann letztlich zwischen Mensch, Miesmuschel und Darmbakterium als »Lebewesen« keine prinzipiellen Unterschiede bestehen. Man könnte hier von einem materiell (oder materialistisch) fundierten »Panpsychismus« als Weltanschauung sprechen, bei dem der Mensch als geistgeprägtes Eigen- und Sonderwesen ebenso auf der Strecke bleibt wie in der herrschenden Biologie. Eine solche »Neue Biologie« (oder »Schöpferische Ökologie«), die nur das bestehende abstrakte Begriffsgerüst durch ein anderes ebenso phänomenfernes ersetzt, führt nicht weiter.

Arne von Kraft